Siebenter Jahrgang — Nr. 3 — Bern, 17. Oktober 1913

Der freie Schweizer Arbeiter

Wochenblatt für Sozialgesinnte aller Stände.

Offizielles Organ der evangelisch-sozialen Arbeitervereine der deutschen Schweiz.

Abonnementspreis Bei der Post Fr. 1.— pro Vierteljahr, Fr. 2.— pro Halbjahr, Fr. 4.— pro Jahr, für Mitglieder von **Arbeitervereinen, Blankreuz- und christlichen Jünglingsvereinen,** wenn direkt bei der **Expedition** bestellt, die Hälfte.

Redaktion: **Otto Lauterburg, Bern** Münzrain 3. Telephon 2377.

Insertionspreis: Per 4gespaltene Petitzeile 10 Cts. Bei Wiederholungen Rabatt. Man wende sich dafür an die **Expedition: Buchdruckerei J. Fischer-Lehmann,** Falkenweg 3 a, Bern. Telephon 163.

Wir danken allen Lesern, die uns freundlichst Adressen für Probenummern gesandt haben, und hoffen gerne, daß unser Blatt für den neubegonnenen Jahrgang recht viele neue Freunde finden werde. Die Redaktion.

Wer diese Nummer nicht refüsiert, wird wieder als Abonnent betrachtet.

Flüela-Debatte im Nationalrat und Gebirgstruppen überhaupt.

Die Gebirgsbrigade 18, bestehend aus dem Bündner-Regiment 36 (Bat. 93, 92, 91) und dem St. Galler-Regiment 35 (Bat. 77, 76) manövrierte dies Jahr bei schlechtem Wetter am Flüela. Nach Gefechtsabbruch, als auf der Paßhöhe die Offiziere zur Kritik versammelt waren und die Truppen sich besammelten, geschah es, daß ob des vielleicht unnötig langen Wartens im Schneesturm das Bündner-Regiment, ohne einen Befehl dazu abzuwarten, johlend und in Unordnung den Abmarsch erzwang. Es verging einige Zeit, bis wieder Ordnung in die Truppe kam. Das St. Galler-Regiment, das die gleichen Strapazen durchgemacht hatte, verhielt sich tadellos. Dieser Sachverhalt ging aus der Untersuchung hervor.

Es ist klar, daß eine starke Verfehlung beim Bündner-Regiment vorliegt, die schneidig und unnachsichtlich geahndet werden muß, auf alle Fälle, auch wenn angenommen wird, daß den Bündnern ihr romanisches Temperament durchgebrannt ist. So denken die Bündner selbst. Ehe aber eine Untersuchung Ergebnisse zeitigte, griff der Höchstkommandierende jener Truppe, Herr Oberst-Korpskommandant Wille, zur Feder und übergoß in der „Neuen Zürcher-Zeitung“ das Bündner-Regiment nicht nur mit einer verdienten Strafpredigt, sondern mit Spott und Hohn und sprach ihm rundweg, als einer meuternden, unerzogenen Truppe, die Kriegstüchtigkeit und die Eignung zum ohnehin an die Disziplin hohe Forderungen stellenden Gebirgskrieg ab.

Das der bekannte Vorfall. Er rief der Interpellation Vital, die Rechenschaft über Willes Vorgehen forderte, und der Interpellation Hofmann, die vom Bundesrat über die Verhütung solcher Vorfälle Auskunft verlangte. Der Chef des Militärdepartements, Herr Bundesrat Hofmann, bedauerte Willes Artikel, gab Wille aber sachlich völlig Recht, erklärte, daß der Bundesrat diesen hohen und verdienten Offizier nicht fallen lasse, rügte die traurigen Vorkommnisse am Flüela und versprach, mit aller Kraft und durch sorgfältigere Erziehung in der Armee auf Verhütung solcher Erlebnisse zu dringen. Diese Antwort war offen, ehrlich und wirkte reinigend.

Dazu folgende Bemerkungen:

Es war gewiß ein Fehler von Wille, sich gleich an die Oeffentlichkeit zu wenden, besonders da er alle Mittel in der Hand hatte, die Verfehlung nach Gebühr zu bestrafen. Der Artikel aber reizte die Bündner, und so wird die Bestrafung wohl weniger wirksam ausfallen. Das ist sehr zu bedauern. Es ist ja bekannt, daß Wille kein begeisterter Freund der erst seit zwei Jahren geltenden neuen Truppenordnung war und wohl immer noch nicht ist. Die Gebirgstruppen liegen ihm nicht recht. Das ging auch aus der Kritik hervor, die er zum Voraus an den Uebungen der Gebirgs-Infanteriebrigade 9 ausübte. Solches mag auch seinen Artikel beeinflußt haben. Er sprach von Höhenwahn, Touristerei und Reklameübungen.

Das alles bedeutet aber wenig oder nichts im Hinblick auf das Vorkommnis am Flüela. Der Bundesrat konnte sich sachlich hinter Wille stellen, weil er doch nur sagte, daß im Gebirge erhöhte Disziplin, vollendete Erziehung, ein Höchstmaß von allen Forderungen notwendig seien. Damit hat er recht; denn es fehlte tatsächlich an der Disziplin und folgerichtig auch an fertiger Erziehung. Es gibt da nichts zu entschuldigen. Wille hätte in anderem Ton oder lieber gar nicht schreiben sollen; aber die Sache wäre trotzdem dieselbe geblieben. Es mag an allerlei gefehlt haben, am Wetter, den Anordnungen von oben, am Befehlen: Das alles macht die Geschichte menschlich verständlicher, aber es entschuldigt niemals die unsoldatische Handlungsweise der Truppe. Daß Bundesrat Hofmann dies klipp und klar zu verstehen gab, das war tapfer und bringt uns weiter als jede Bemäntelung, Vertuschung oder Entschuldigung. Und wo die Sachen das Wesentliche sind, da ist es zwecklos, sich noch lange mit dem Wenn und Aber der bloßen Form und mit dem Scheine herumzubalgen!

Herr Bundesrat Hofmann hat übrigens Wille gegenüber die Gebirgstruppen gehörig in Schutz genommen und mit einleuchtenden Gründen dargetan, weshalb wir auch auf Eis und Schnee hinauf müssen, notgedrungen. Damit strich er die ganze voreilige Wille'sche Kritik an den Uebungen der 9. Brigade durch.

Erst seit zwei Jahren haben wir Gebirgstruppen im größeren Stil. Die Truppe befindet sich im Uebergangsstadium. Letztes Jahr war noch kein im Gebirge geschulter Jahrgang im Manöver, dies Jahr ein einziger. Es mag sein, daß unter diesen Verhältnissen zu viel versucht wurde. Es gilt Kleinarbeit zu treiben. Es ist so unendlich viel Kleines und Neues zu lernen! Der Dienst im Gebirge stellt hohe Anforderungen auch an den letzten Mann und das hinterste Saumtier. Wir können die Sache noch nicht. Es wird aber kommen. Es war auch kein Unglück, den Truppen zu zeigen, was geleistet und erreicht werden muß, und deshalb hatten Jungfraujoch- und andere Uebungen ihr Gutes. Man kann mit dem Schweren nicht warten, bis es zu spät ist. Aber das ist sicher, daß die militärische Erziehung begriffen sein muß, wenn im Gebirge mit vollem Erfolge gekämpft werden soll. Es war höchste Zeit, Gebirgstruppen zu schaffen, aber sie müssen gewillt sein, alles dran zu setzen, auch im Frieden, sonst können wir uns, wie Bundesrat Hofmann sagte, die enormen Opfer an Zeit und Geld ruhig ersparen. Etwas ganzes, oder nichts. Alles andere ist Unsinn. Disziplin oder Abrüsten. In militärischen Sachen gibt es noch das absolute Entweder — oder! Wer das Gebirge kennt und liebt, der weiß etwas von seinen Entbehrungen und Nöten und er kann sich ausmalen, welche Anforderungen an eine Gebirgstruppe gestellt werden, die in jenen Gegenden leben und kämpfen soll. So hat denn Wille volle Wahrheiten in etwas borstiger Form deutlich ausgesprochen. Die Debatte im Nationalrat zeigte, daß man in der Gegend der Wahrheit den Weg sah, und der Weg der Wahrheit führt auch hier zum Leben. Es wimmelte in der ganzen Angelegenheit vielleicht von Persönlichem, von Abneigungen, von Nebenzwecken. Aber aus dem ganzen Wirrwarr verstand eine sichere Hand den Kern zu lösen, und das ist erfreulich, aufmunternd, Vertrauen erweckend.

Der „Freie Schweizer-Arbeiter“ ist nicht gewohnt, rein militärische Artikel zu bringen. Er übte oft schon Kritik am Kriege. Selbstverständlich. Doch der Redaktor vertrat den Standpunkt, daß der Kriegsdienst noch nötig sei und deshalb ganz, nicht nur halb getrieben werden müsse.

Gerade darum handelt es sich im Besprochenen. Ganzes, nicht Halbes! Disziplin, nicht Anarchie! Die Schweiz hat sich im Lauf der Geschichte oft mit dem Schein begnügt, nie zu ihrem Vorteil. In der Flüela-Wille-Angelegenheit lag die Gefahr nahe, sich mit Entrüstung in die Brust zu werfen und sich an dieser Entrüstung auch wieder einmal genügen zu lassen. Da kam die Debatte und wischte all den nichtsnutzigen Krimskrams von billigen Gefühlen weg und legte den Finger auf die wunde Stelle und forderte auf zur Bitte: Gott sei mir Sünder gnädig. Es braucht Mut, das Elend in seiner nackten Gestalt wirklich zu sehen. Zu solchem Schauen fordert der „Freie Schweizer-Arbeiter“ auf. Wir meinen aber, daß wer auf der einen Seite die Sache sieht, wie sie ist, der sieht sie so auch auf der andern. Wer sich in militärischen Dingen mit Tam-Tam und Schein nicht begnügt, dem geht es gleich auf politischem und sozialem Gebiet. Wer mit seinem Militärdienst im Vaterland Ernst macht, wird es in andern vaterländischen Angelegenheiten ebenso tun. — Binsenweisheit! wird mancher sagen. Möge immer allerlei gesagt oder nicht gesagt werden: ohne ganze Hingabe, ohne vollendete Disziplin ist jede Truppe, insonderheit jede Gebirgstruppe widersinnig.

Die Flüela-Geschichte ist ein Dämpfer auf unsere militärische Entwicklung seit der neuen Militärorganisation von 1907. Sie verärgert manchen. Wenn wir es verständen, uns nicht nur am Außenwerk, an Nebensächlichkeiten und Persönlichem zu ärgern, sondern den Kern der Sache zu erfassen und im Herzen zu bewegen, wenn wir über den Grund ernstlich nachdächten, weshalb Unter- und Subalternoffiziere im kritischen Moment versagten, dann könnte der betrübliche Vorfall heilbringende Früchte zeitigen.

B.

Umschau.

Ursachen der Armut und ihre Bekämpfung. Die diesjährige Berichterstattung der *bernischen Armendirektion* ist nicht nur eine trockene Reihe von Rubriken und Zahlen, sondern bemüht sich, die Quellen der Armut und die Mittel zu ihrer Bekämpfung aufzuzeigen. Was sie darüber sagt, ist sehr wertvoll, weil sie über ein großes Anschauungs- und Tatsachenmaterial verfügt. Auch wird man ihr nicht vorhalten können, daß sie irgend eine politische oder andere Tendenz verfolge.

Was nennt sie also als die hauptsächlichsten Quellen der Armut?

„Nach wie vor ist der leidige *Alkoholismus* oder sonstige Liederlichkeit eine ergiebige Quelle der Armut geblieben, die sehr häufig die Ursache davon ist, daß unsere Intervention und unsere Mittel in Anspruch genommen werden. Armenpolizeiliche Maßregeln haben entschieden ihr Gutes, und in vielen Fällen zeitigen sie die gewünschten Wirkungen. Aber für sich allein sind sie durchaus ungenügend, um dem Uebel wirksam zu steuern. Hierzu ist vielmehr nötig, daß der Kampf gegen den Alkoholismus von der ganzen Gesellschaft systematisch geführt werde. Häufig zeigt es sich z. B., daß der Grund zum spätern moralischen Schiffbruch bereits im Elternhaus gelegt wurde. So machen wir oft die Wahrnehmung, daß bei großen Familien, wo die Trunksucht zu Hause war, die ganze Nachkommenschaft mit wenigen Ansnahmen sich wiederum dem Alkoholismus und der Liederlichkeit ergibt und so die Armut von Generation zu Generation verpflanzt wird. Da rächt es sich dann in mehrfacher Hinsicht bitter, wenn aus Ersparnisrücksichten die im übrigen so notwendige Auflösung von Familien unterlassen wurde. Den jungen Nachwuchs vor neuer Verseuchung zu retten und durch eine gute Erziehung auch die erbliche Belastung möglichst zurückzudämmen, stellt sich immer mehr als die Hauptaufgabe einer zweckbewußt vorgehenden Armenpflege dar. Die für den Moment höher anwachsenden Kosten machen sich mit der Zeit sicher reichlich bezahlt. Natürlich gehört dann andrerseits auch dazu, daß die liederlichen Eltern mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln, bis zu den strengsten, zur Erfüllung ihrer Alimentationspflicht angehalten werden.

Eine weitere Quelle der Armut sind die viel zu frühe und *leichtfertig geschlossenen Ehen.* Töchter und Söhne, deren Mithülfe zu Hause noch bitter nötig wäre, verheiraten sich häufig, kaum daß sie in das erwerbsfähige Alter eingetreten sind. Weder hüben noch drüben sind die geringsten Mittel zur Anschaffung auch nur der primitivsten Hausgeräte vorha den. Das hat häufig zur Folge, daß die Mittel der öffentlichen Armenpflege in Anspruch genommen werden müssen oder daß es sonst in einer solchen Ehe zur Deroute kommt, bevor nur das zweite Kind da ist.

Eine weitere Art von leichtfertigen Heiraten sind jene, wobei alte Männer noch jugendliche, um 25—40 Jahre jüngere Frauen ehelichen. Regelmäßig sind dabei auch diese Frauen nicht viel wert. Diese Ehen pflegen aber um nichts weniger fruchtbar zu bleiben, als eine normale. Bald versagt jedoch die Erwerbsfähigkeit des Familienvaters, und die öffentliche Armenpflege muß in die Lücke treten.

Verhältnismäßig stark belastet werden unsere Kredite sodann auch durch *uneheliche Kinder.*

In der großen Mehrzahl der Fälle wird aber unsere Unterstützung beansprucht aus Gründen, wo von irgend einem Selbstverschulden *nicht* gesprochen werden kann, sondern wo Krankheit, Todesfälle, Alter, *Arbeitslosigkeit* oder sonst zu geringer Verdienst die Unterstützungsbedürftigkeit heraufbeschwören. Bevor da eine Besserung für das Armenwesen eintritt, müssen die sozialen Fürsorgebestrebungen aller Art noch besser ausgebaut werden, als sie es jetzt sind. In welchem Maße solche soz ale Fürsorge, auch wo sie auf bloßer Selbsthülfe beruht, die Lage ganzer Berufsschichten zu heben und damit auch die Armenlasten günstig zu beeinflussen vermag, geht z. B. daraus hervor, daß unter den vielen Tausenden von Armenfällen, die unsre Direktion beschäftigen, sich bloß zwei Schriftsetzer befinden. Demgegenüber mag es auffallen, daß eine ganze Anzahl von Eisenbahnangestellten unsre Unterstützung beanspruchen, ohne daß im geringsten von Selbstverschulden gesprochen werden könnte."

Prägen wir uns nochmals die Hauptmittel zur Bekämpfung der Armut ein, die sich aus diesem Bericht der bernischen Armendirektion ergeben:

1. Grundsätzlicher und allgemeiner Kampf gegen den Alkoholismus.
2. Erlösung schon des kleinen Kindes aus moralisch verseuchter Umgebung.
3. Erziehung der heranwachsenden Söhne und Töchter zu verständigen Hauswirtschaftern.
4. Kräftige Förderung der Gewerkschaften und der Arbeitslosenversicherung.
5. Bessere Fürsorge der Bundesbahnen für ihre unteren Beamten.

* * *

Die Not der Arbeitslosigkeit und was bei uns dagegen getan wird. Es steht für Tausende ein harter Winter bevor und am härtesten betroffen sind die Arbeitswilligen, die keine Arbeit finden. Früher wurden diese, wenn sie Not litten, ausschließlich durch Wohltaten unterstützt. Aber wie viele sind mit den Ihrigen lieber fast zugrunde gegangen, als daß sie sich Almosen reichen ließen. Es ist ein Zeichen vom Erwachen des sozialen Gewissens, daß das Problem der Arbeitslosigkeit immer weitere Kreise ernstlich beschäftigt. Vieles ist schon geschehen, aber noch mehr muß getan werden. Wie groß die moralische und materielle Not der Arbeitslosen ist, das wissen die Wenigsten, die einer sicheren wirtschaftlichen Stellung sich erfreuen. Arbeiten wollen und nicht dürfen, ist eine arge Qual, die starken Männern Tränen entlockt. Wir haben eine Aufstellung von unserm Mitarbeiter Pfarrer *Benz* in Basel aus dem Jahre 1910, die uns einen Blick in die schlimmen Folgen der Arbeitslosigkeit tun läßt:

Im Winter 1909/10, der ein wirtschaftlich ziemlich günstiges Halbjahr war, ließen sich in Basel 959 Arbeitslose einschreiben (1908/09 1368). Für diese wurden berechnet als Gesamtzahl der Tage der Arbeitslosigkeit 33,375, Gesamtzahl der betroffenen Arbeitslosen und ihrer Angehörigen 2856 (darunter 1208 Kinder unter 15 Jahren). Der ungefähre Lohnausfall (für den Tag nur 4 Fr. gerechnet) Fr. 133,500.

Wie wurde dieser (zu nieder geschätzte) Lohnausfall gedeckt?

Die Unterstützung durch die Arbeitslosenkommission betrug	Fr.	15,000.
Die Unterstützung durch die verschiedenen Hülfsvereine (zu hoch geschätzt)	„	10,000.
Summa zirka	Fr.	25,000.
Blieb zu decken ein Lohnausfall von	„	108,500.

Wie wurde wohl dieser Fehlbetrag von 108,500 Franken ersetzt? Pfarrer Benz sagt darüber:

„In sehr zahlreichen Familien müssen Schulden gemacht werden, die nur selten bis zum nächsten Winter gedeckt sein können, die vielmehr häufig genug für die Familien eine schwerdrückende Last für Jahre bedeuten. Es wäre interessant, darüber Genaues festzustellen; aber die Sache ist zu diskreter Art, als daß sie Gegenstand einer allgemeinen und zuverlässigen Erhebung sein könnte. Indessen haben doch die Besuche unserer Damen und die taktvolle, freundliche Art ihres Verkehrs mit den von ihnen besuchten Familien uns gerade bei den größten Notfällen manchen interessanten, wenn auch sehr deprimierenden und traurigen Einblick in die Verhältnisse verschafft. Freunde und Verwandte strecken oft Beträge von 20, 50, 100 Fr. vor. Bäcker, Milchhändler, Spezereihändler geben, oft bis auf größere Summen, Kredit. Einzelne Hausbesitzer lassen zwei Hauszinse auflaufen. Wo Ersparnisse aus besserer Verdienstzeit vorhanden sind, werden diese aufgezehrt. Wir hatten auf unserem Bureau schon Leute, die erst nach dreißig-, vierzig- und noch mehrtägiger Arbeitslosigkeit sich meldeten, weil sie sich zunächst durch ihre Ersparnisse noch hatten über Wasser halten können. Ein Mittel, Geld zu beschaffen, ist auch die Pfandleihanstalt; es gibt Familien, die sich bis aufs äußerste entblößen, um durch Verpfändung von Hausgeräten, Sonntagskleidern, Wäsche, von Uhr und Ehering einiges notwendige Bargeld sich zu beschaffen. Endlich bleibt als letztes Mittel, das leider aber in der Mehrzahl der Fälle in mehr oder weniger weitgehendem Maße angewendet werden muß, die Reduzierung der täglichen Lebensmittel auf ein Minimum, das nur auf Kosten der Arbeitskraft und der Gesundheit ertragen werden kann; diese Reduzierung trifft in den meisten Fällen vor allem Frau und Kinder. Wer sich in diese Dinge einigermaßen hineinversetzt, der kann sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit und die Linderung ihrer Folgen eine ganz besonders dringende Pflicht des Gemeinwesens ist."

Wir wollen nun kurz überblicken, was bei uns gegen die Arbeitslosigkeit geschieht.

Am wertvollsten ist die *Beschaffung von Arbeit.* „Die Taggelder, welche irgend eine Hilfskasse ausbezahlt, sind, sobald die Arbeitslosigkeit länger währt, doch nur eine unzureichende Hilfe und vermögen, zumal wo es sich um mittlere und größere Familien handelt, weder eine ausreichende Ernährung zu ermöglichen, noch vor Not und Schulden zu bewahren, während die Beschaffung von Arbeit die wirksamste und für alle Beteiligten befriedigendste Hilfe ist, auch für den Staat. Mögen auch im Winter und durch Arbeitslose ausgeführte Arbeiten den Staat teuer zu stehen kommen, so leisten doch andrerseits die Arbeitslosen durch ihre Arbeit ihm eine Gegenleistung, während er sonst die Taggelder auszuzahlen hat, ohne eine Gegenleistung dafür zu empfangen. Von diesem Gesichtspunkt aus und noch mehr von der Erwägung aus, daß durch die Beschaffung von Arbeit zahlreiche Familien vor Not und Unterernährung bewahrt werden könnten, sollten sich die öffentlichen Verwaltungsabteilungen der Kantone und Städte bei der Ausführung eigener Arbeiten und bei der Vergebung von Arbeiten an private Unternehmer viel bewußter und systematischer, als es bis jetzt der Fall war, von dem Bestreben leiten lassen, auch für die flaue Zeit noch Arbeit vorzusehen, die Vorbereitung der Arbeiten nicht derart hinauszuziehen, daß dieselben dann unter Beiziehung fremder Leute noch rasch in der guten Saison aufgearbeitet werden müssen, und für diese Arbeiten, auch wenn sie an private Unternehmer vergeben werden, die Verpflichtung aufzustellen, sich die Arbeiter bei allfällig notwendig werdender Neueinstellung durch den staatlichen Arbeitsnachweis vermitteln zu lassen." (Benz.) Der Beschaffung von Arbeit dienen vor allem die *staatlichen Arbeitsnachweise* in unsern Städten.

Oft aber kann mit dem besten Willen keine Arbeit beschafft werden. Dann muß die *Unterstützung* eintreten. Dafür ist in erster Linie wichtig und wertvoll, moralisch und materiell, die *Selbsthilfe der schweiz. Gewerkschaften.* Kräftige Gewerkschaften vermögen für ihre Mitglieder das Gespenst der Not zu bannen.

Im Jahr 1912 verausgabten:

11	Verbände	f. Arbeitslosenunterstützung	88,945 Fr.
16	„	für Reiseunterstützung	42,712 „
13	„	für Umzugsunterstützung	10,453 „
?	„	in Notfällen	9,484 „
		Insgesamt	151,594 Fr.

Also erheblich mehr als alle Kantone und Gemeinden zusammen für die Arbeitslosigkeit ausgeben. Welch gewaltige Entlastung bedeutet dies für die Armenpflegen! Und wie kurzsichtig, die Entwicklung der Gewerkschaften eher hemmen, als fördern zu wollen! Wir verweisen auf den Artikel über die Ursachen der Armut.

Immerhin ist das, was in einzelnen Städten geschieht, nicht unbedeutend. Da wo keine Arbeitslosenkasse besteht, empfiehlt sich am ehesten das sog. *Genter System,* d. h. die Unterstützung der Arbeitslosenkassen der Gewerkschaften durch den Staat. Solche Beiträge leisten Baselstadt, Genf, St. Gallen, Appenzell A.-Rh., Thurgau, Zürich. Nur in den drei ersten Kantonen ist das System gesetzlich geregelt. Der staatliche Zuschuß schwankt zwischen 35 und 50 % der von den Gewerkschaften geleisteten Beiträge.

Eine weitere wertvolle Hilfe sind *Arbeitslosenversicherungen.* Am kräftigsten ist diese in Baselstadt entwickelt; an ihrer Spitze steht Pfr. Benz. Seit 1902 bestand in Basel eine Arbeitslosenfürsorge, die vor drei Jahren in eine Arbeitslosenversicherung umgewandelt wurde. Es ist dies ohne Frage die humanere und sittlichere Form der Arbeitslosenunterstützung. Doch umfaßt sie eigentlich nur eine Elite der Arbeiterschaft und aus dieser besonders die Bauarbeiter; die Menge der Arbeitslosen ist nach wie vor auf die Wohltätigkeit angewiesen. Die Basler Arbeitslosenkasse

ist in einer sehr erfreulichen Entwicklung begriffen: Die Mitgliederzahl stieg von 503 im ersten Jahr auf 1327 am Ende des zweiten Quartals 1913. In den drei Jahren ihres Bestehens wurden an Unterstützungen ausbezahlt: Fr. 50,771. 10. Hievon wurden von den Mitgliedern der Kasse aufgebracht: Fr. 18,589. 80, gleich 36,6 % der ausbezahlten Unterstützungen. Die Hauptlast wird also vom Staat getragen, doch wird durch die immerhin namhafte Beitragsleistung der versicherten Arbeiter der Unterstützung der Charakter des Almosens genommen.

Die Arbeitslosenkasse der Stadt Bern ist bedeutend kleiner, erweist sich aber als eine große Wohltat für die Versicherten, die auch hier sich meist aus der soliden, niedergelassenen Arbeiterschaft rekrutieren.

In Bern und Basel ist den Arbeitslosenkassen als wertvollster Bestandteil der staatliche Arbeitsnachweis angegliedert. (Schluß folgt.)

Fr. Sutermeister.

Der „Grütlianer" und das Taylor-System.

Entsprechend unserm Hinweis in letzter Nummer möchten wir hier den Lesern zeigen, wie der „Grütlianer" in dem vom Einsender letzter Nummer zitierten Artikel vom Arbeiterstandpunkt aus über das Taylorsystem urteilt. Arbeitersekretär Jacob Lorenz sagt dort: Man darf sich unbedingt nicht einfach gegen ein Arbeitssystem ablehnend verhalten, bei dem in kürzerer Frist faktisch mehr produziert werden kann. Alles, was die Produktion fördert, bildet einen Fortschritt für die Menschheit. Einfach über das neue Ausbeutungssystem klagen und es verwerflich finden, ist töricht..... Wir müssen alles begrüßen, was die Menschheit befähigt, in kürzerer Zeit und mit weniger Mühe zu wirtschaften. Dies allerdings nicht unter dem Gesichtspunkt der heutigen Produktionsweise.... Betrachtet man aber das Taylorsystem unter dem Gesichtspunkt einer Produktionsweise, die das Notwendige nicht um des Profites willen produzieren wird, also die Arbeitszeit umsomehr reduzieren wird, als produziert werden kann, so muß man gestehen: Das Taylorsystem — unter kapitalistischem Regime nichts anderes, als ein Ausbeuten des Menschen bis zur Grenze des Möglichen — wird der Menschheit großen Segen bringen.

Also: in der Tat eine weitgehende Anerkennung der Vorzüge und der Grundgedanken des Systems, aber mit der sehr bedeutsamen, ja entscheidenden Vorbedingung: nicht unter der Herrschaft der jetzigen kapitalistischen Produktionsweise, bei der der oberste Endzweck aller Arbeit stets der Profit ist, den das Kapital, d. h. die Besitzer des Geldes, mit dem gearbeitet wird, für sich beansprucht. Erst wenn einst alle Arbeit den obersten Zweck haben wird, einfach das Notwendige, Nützliche, Schöne und Gute, das die Menschen brauchen, zu erzeugen, ob es „Gewinn" bringe, oder nicht, und erst wenn die Vorteile aller technischen Verbesserungen einst nicht mehr wie jetzt vor allem mehr Gewinn für die Kapitalinhaber herbeiführen, sondern ausschließlich Erleichterung, Besserstellung, günstigere Lebenshaltung aller Arbeitenden zur Folge haben — erst dann kann ein System wie das Taylor'sche der Menschheit Segen bringen. In diesem Sinne sind wir mit dem „Grütlianer" völlig einig. Darum aber auch flößt uns unter der jetzigen Produktionsweise das Taylorsystem trotz seiner unleugbaren und teilweise vielleicht genialen Vorzüge ein überwiegendes und unüberwindliches Mißtrauen ein.

Aus dem gleichen Grunde wird aber nun auch den Lesern vielleicht besser verständlich, warum gerade jene Urteilsweise, die das Taylor-System von dem Grundsatz des kapitalistischen Manchestertums aus: „Laisser faire, laisser passer" begrüßt, diejenige ist, von der aus wir am allerwenigsten ein richtiges Verständnis für die Bedenken und Gefahren, die in jenem System liegen, erwarten können. Nicht das Taylor-System mit seinen vorteilhaften od.r nachteiligen Einzelheiten ist in unsern Augen das Wesentliche, sondern die Grundsätze und die Produktionsweise, der dieses System dienen soll. Wir lehnen es nicht um seiner selbst willen ab, sondern wegen der kapitalistischen Wirtschaftsweise, aus der es herausgeboren ist, der es zu noch raffinierterem Betrieb verhelfen soll, und bei der der Mensch dem Profit untergeordnet ist und geopfert wird. Daran ändern auch die wenigen human und sozial gesinnten Arbeitgeber leider nicht viel. Wir wollen diese gerne dankbar anerkennen und bemühen uns vielleicht dafür zu wenig, aber die Produktionsweise, an die auch sie, ob sie wollen oder nicht, gekettet sind, lehnen wir ab, und das namentlich dann, wenn jemand sie ausdrücklich zu verteidigen sucht. O. L.

Zur Neubelastung des Wehrmannes.

Verschiedene Gedanken blitzen im Gehirn auf angesichts gewisser Vorgänge in unserm Wehrwesen: Spenden für die Flugwerkzeuge, das Vorkommnis bei den Soldaten am Flüelapaß und nun noch diese Neuregelung des außerdienstlichen Schießwesens.

Wenn man dem Militärdepartement den kleinen Finger gibt, so nimmt es einem die ganze Hand. Warum haben die kantonalen Regierungen seine Zumutungen nicht schon zurückgewiesen betreff des Turnunterrichtes bei den Kleinen? Das geht den Bund nichts an. Wir wissen, wie wir die Schüler der untersten Klassen zu erziehen haben, — besser als Theoretiker und Gelehrte.

Warum durch Spenden an Modeartikel, wie die Flugwehren sind, die Freunde des Militarismus noch aufmuntern zu größern Ansprüchen, zu ungezügelten Lüsternheiten und Einbildungen? Die Rosse werden zu üppig mit zuviel Haber.

Der Mensch ohne höchste Lebensideale bekommt nie genug vom irdischen Zeug. Er kommt zum Aberglauben der Quantität. An Stelle der Güte tritt die Menge. Das „Viel" wird ihm Götze.

Die Militärleitung — enger und weiter gefaßt — soll nur noch einige solcher Unbesonnenheiten wie oben erwähnte begehen — das ist das beste Mittel, um mit dem jetzigen Militärgesetz, das keinen Fortschritt bei weisen und klugen Menschen bedeutet, umso früher abfahren zu können, um einem wirklich bessern Platz zu machen, mit Sonntagsruhe, Sonntagsfeier und Sonntagsheiligung auch für den Wehrmann im Wehrkleid oder außer Dienst, mit leichterer Bepackung etc. etc.

Ein außerordentliches Schießwesen unter Kontrolle ist unnötig und eine Lüge. Es ist Dienst „nicht im Wehrkleid", aber doch Inanspruchnahme der Zeit, der Kraft, des Geldes des Wehrmannes. Er ist unfrei sogar am „Tag des Herrn", — nicht am Tag des Staates! Das ist ein Jammer, ein Elend, ein Unrecht, ein Unglück.

Es ist nicht wahr, daß der Uebung alles möglich ist. Sie ist nicht allmächtig. H. B.

Neuer Geist.

Während in Deutschland in Erinnerung an 1813 die Wogen der offiziellen und traditionellen Festbegeisterung hochgehen, regen sich auch die vielen neuen, vorwärts schauenden Bewegungen wie der „Vortrupp", die Abstinenten, Wandervogel usw. Auch sie wollen eine Jahrhundertfeier haben, aber in neuem Geist. Am 5. und 6. Juli haben in Jena die verschiedenen Jugendvereinigungen einen dahingehenden Beschluß gefaßt. Der Aufruf, den sie an die deutsche Presse gesandt haben, lautet:

„Mit Stolz gedenken wir der Begeisterung und der Taten, die vor hundert Jahren unser Vaterland aus tiefer Schmach erhoben haben. Wir fühlen, daß vieles von dem, was die Dichter der Freiheitskriege besungen, was Fichte und Stein gesonnen und gewollt haben, heute noch der Erfüllung harrt. Aber wir fühlen auch, daß frische Kräfte sich in unserem Volke regen, die zu innerlicher nationaler Erneuerung drängen. Vaterländische Erinnerungsfeste werden 1913 in großer Zahl gefeiert, aber noch fehlt das Fest der Jugend, die, der Gegenwart zugewandt, im Gelöbnis der Tat die wahre Vaterlandsliebe bekunden will.

Schon einmal in der deutschen Geschichte — als die Burschenschaft gegründet wurde — hat die deutsche Jugend am Anfang einer Bewegung gestanden. Und wieder geht heute durch sie ein starkes Ahnen, ein festes Wollen des Kommenden. Ihr Selbst frei zu entwickeln, um es dann dem Dienst der Allgemeinheit zu widmen, ist die höchste vaterländische Aufgabe der Jugend. Allem geschraubten und gezwungenen Wesen stellen wir Natürlichkeit, Wahrhaftigkeit, Echtheit, Geradheit gegenüber; aller Engherzigkeit das ernste, freie Gefühl der Verantwortlichkeit! Statt des Strebertums aufrechte Ueberzeugungstreue! Statt der Blasiertheit Jugendfreude und Empfänglichkeit; Ausbildung des Körpers und strenge Selbstzucht statt der Vergeudung der Jugendkraft!

Wir blicken auf die Jugend der verwandten germanischen Länder, auf die Skandinavier, auf England, selbst auf Amerika. Ohne die Eigenart unseres akademischen Lebens aufgeben zu wollen, sehen wir in manchen seiner Formen Enge und geschichtliche Ueberlebtheit. Vor allen Dingen hassen wir den unfruchtbaren Patriotismus, der nur in Worten und Gefühlen schwelgt, der sich — oft auf Kosten der historischen Wahrheit — rückwärts begeistert, und nicht daran denkt, sich neue Ziele zu stecken. Alle, für die das „Vorwärts" unseres Blücher gilt, mögen uns die Hand reichen! Im Oktober, auf dem Hohen Meißner bei Bebra wollen wir freideutsche Jugend uns verbrüdern zu gemeinsamer Arbeit; Heil deutsches Volk und Vaterland! Heil deutsche Jugend und Freiheit!

Die Deutsche Akademische Freischar.
Deutscher Bund abstinenter Studenten.
Deutscher Vortruppbund.
Wandervogel e. V.
Jungwandervogel.
Bund deutscher Wanderer.
Germania, Bund abstinenter Schüler.
Freie Schulgemeinde Wickersdorf.
Akademische Vereinigungen Marburg und Jena.
Serakreis-Jena.
Burschenschaft Vandalia-Jena."

Diese Bewegung erinnert mit ihrem idealen Schwung entschieden an das Neuerwachen deutschen Geistes vor 100 Jahren. Was ihr zunächst freilich noch ganz fehlt, ist der religiöse Grundton. Die Männer und Frauen der Freiheitskriege waren frömmer. Aber auch dieser sittliche Idealismus ist wie alles Ernste und Große Gottes Werk. Deshalb freuen wir uns auch als Christen dieses neuen Geistes! Schmidt.

Aus den „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers".

Von Ludwig Richter.

(Fortsetzung.)

Ich lief nun schnell hinauf zum Vater, und dieser stieg mit mir und andern Hausbewohnern auf den Dachboden, wo wir durch die kleinen Fenster die Gegend von Blasewitz, den großen Garten und Räcknitz übersehen konnten. Die Kanonade hatte schon begonnen, und es entwickelten sich immer mehr die dunklen Linien der Infanterie, welche sich aufstellten. Endlich begann auch das Musketenfeuer, ein fortwährendes Knattern, unterbrochen von dem ferneren und näheren Donnern des Geschützes. Lange Streifen Pulverdampfes stiegen über den Linien der Infanterie auf, und dicke Wolkenmassen da, wo Batterien standen. Der Kampf wurde heftiger und gewaltiger, es war zuletzt ein Knattern, Krachen und Tosen grauenhafter Art, ohne die geringste Unterbrechung. Das Dorf Strehlen, welches vor uns lag, ging in Feuer auf. Es war von Russen besetzt, und die Granaten der Franzosen schossen es in Brand.

Da aber nun einzelne Kanonenkugeln auch in unsere Nachbardächer einzuschlagen begannen und Ziegel- und Sparrwerksplitter umherflogen, ja eine Granate in eine Stube des Hinterhauses schlug und zurückprallend im Hofe zerplatzte, so eilte alles, was Beine hatte, in den Keller, wo man vor den Kugeln gesichert war. Da saß denn die ganze bunte Gesellschaft bei der höchst spärlichen Beleuchtung eines Küchenlämpchens im Kreise herum auf Fässern, Kisten und Klötzen, wie es sich eben machen wollte, und besprachen ihre Not und trösteten sich gemeinsam; es war eine kleine Rembrandtsche Szene. Besonders erinnerlich sind mir die Gestalten des alten Magisters Erbstein und der Frau Naumann, einer lustigen, hübschen Bierschrötersfrau. Dann und wann schlich sich einer der Hausväter kundschaftend hinauf. Die Straßen waren öde und leer, wie ausgestorben, aber ein dumpfes, fernes Donnern, vom näheren Krachen der Geschütze unterbrochen, rollte unaufhörlich um die geängstigte Stadt. In dem kühlen und düsteren Kellerraum wurde es für die Länge unerträglich. Innerlich waren alle in höchster Spannung und Erregung, äußerlich aber so ganz untätig, bis endlich die kleine, alte Witfrau ein

verborgen gehaltenes Kleinod aus ihrem Keller herbei-
holte, eine Flasche von ihr aufgesetzten Kirschschnapses.
Dieser brachte wieder Leben in den Kreis, die Vor-
stellungen, die ins Unbestimmte schweiften, wurden durch
einen nahen, greif-, fühl- und schmeckbaren Gegenstand
gefesselt, und der Papa, welcher stets einen guten Humor
hatte, brachte wieder Unterhaltung in die Gesellschaft;
ja die Leute wurden sogar heiter und fingen an, über
das Wunderliche ihres Zustandes zu scherzen und zu
lachen.

Endlich, gegen Abend, wagten wir uns wieder hin-
auf in die Wohnung. Beim Dunkelwerden verstummte
der Kampf mehr und mehr. Die Straßen füllten sich
mit Truppen, man brachte Verwundete. Einen der bei
uns einquartierten Franzosen, einen alten Artilleristen,
sahen wir, verwundet auf dem Protzkasten seines Ge-
schützes liegend, vorüberfahren; er winkte freundlich
nach uns herauf. Es begann nun ein Leben und Treiben
in den dunklen Straßen, das mit der vorherigen Oede
seltsam kontrastierte. Die Munitions- und Pulverkarren
samt Geschütz rumpelten und rasselten wieder auf dem
Straßenpflaster, die Truppen füllten die Häuser und
lagen auf den Gassen und Plätzen. Es waren ja
100,000 Mann, welche nun die Stadt schützten. Am
andern Tage, der grau und trüb anbrach und sich endlich
in strömenden Regen ergoß, begann der Kampf von
neuem. Doch tobte er weniger in unserer Nähe, und
aus den Dachlucken konnten wir dies Gefecht an den
Höhen von Räcknitz sehen, wo die Russen standen und
Moreau an diesem Tage — es war der 27. August —
an der Seite Alexanders tödlich verwundet wurde.

Am zweiten Tage nach der Schlacht ging ich mit
dem Vater zum Ziegelschlage hinaus, das Schlachtfeld
in unserer Nähe zu besehen. Schon am Schlage lagen
mehrere Franzosen in einem Graben, und einer der-
selben fiel mir deshalb besonders auf, weil eine Kanonen-
kugel ihm den Schädel in zwei Hälften zerrissen hatte,
deren eine noch am Körper hing, während die andere
daneben lag. Diese dünne zersprungene Schale, die mir
wie ein Kürbis vorkam, machte mich ganz ängstlich für
meinen eigenen Kopf, der mir nun höchst zerbrechlich
schien.

Obwohl man schon Tags vorher damit beschäftigt
gewesen war, die Verwundeten fortzuschaffen — man
legte sie gewöhnlich auf strohbedeckte Leiterwagen — so
lagen doch außer den Massen der Toten noch unzählige
Verwundete und Sterbende umher. Wir gingen den
Weg nach Blasewitz zu, der damals öde, sandig und
unbebaut war. Auf einem Hügel lagen ganze Haufen
toter und zum Teil gräßlich verstümmelter Gestalten.
Wir gingen nicht ganz in die Nähe, denn es schauderte
uns davor, das Gewimmer zu hören. Es war eben der
Wagen da, auf welchen die Verwundeten gebracht wur-
den, und daß dies nicht sacht und mit Schonung ge-
schah, läßt sich bei den fortzuschaffenden Massen leicht
denken.

Eine Erscheinung aber ist mir heute noch wie ein
wilder Traum lebhaft im Gedächtnis, obwohl ich sie
nicht zu erklären weiß. Einer der Bewundeten, ein russi-
scher Artillerist, schrie furchtbar und schnellte sich dabei
vom Boden soweit in die Höhe, daß ich, der ich unten
am Hügel stand, zwischen ihm und dem Erdboden über
eine Elle den Lufthorizont sehen konnte. Wir hörten,
es seien ihm beide Augen ausgeschossen, und dieses in die
Höhe schnellen sei ein Krampf infolge des Schmerzes.
Wir wandten uns schaudernd ab und hörten bald dar-
auf einen Schuß fallen; die Leute hatten sich seiner
erbarmt.

Jetzt kamen wir an eine Sandgrube, in der eben-
falls eine Menge toter Russen lag. Ein altes krummes
Mütterchen hatte sich uns angeschlossen. Sie hatte ein
so trauriges Gesicht, sah wie Not und Jammer aus
und trug in einem Handkorbe einen großen Topf
Wassersuppe nebst einem Näpfchen und altem Blechlöffel,
um den verschmachtenden Menschen eine Erquickung zu
bringen, gewiß die einzige, die ihr möglich war. Indem
wir nun hinabsahen auf die Getöteten, schien es uns,
als hörten wir ein leises Wimmern. Wir horchten auf,
und wieder war es zu hören; wir stiegen die Sand-
grube hinab zu einem, der in einen weißen Soldaten-
mantel mit roten Aufschlägen eingewickelt dalag; neben
ihm war eine Blutlache. Von ihm schienen uns die
Schmerzenslaute gekommen zu sein; der Vater schlug
den Mantel unten etwas zurück, weil er da Blut im
Sande sah, und siehe da, der Fuß war über dem Knö-
chel, wo die Halbstiefel endigten, abgeschossen, hing aber
noch mit einigen Fasern am Bein. Der Verwundete
schlug etwas die Augen auf und brachte abermals einen
leisen, wimmernden Ton hervor, indem er auf den Mund
deutete. Das Mütterchen war auch sogleich bereit, den
Verschmachteten, welcher nun schon den dritten Ta
gräßlich verstümmelt in kalter Nacht und im So
brand am Tage, ohne einen Tropfen Labung im W
fieber dagelegen hatte, mit ihrer Wassersuppe zu
quicken, und flößte ihm etwas davon ein, was der
gierig einsog. Wir hingegen ratschlagten, wie wi
in eine nicht allzuweit entfernte Scheune zu b
vermöchten, wo viele Verwundete lagen und am
wurden; denn wir sahen wohl, daß er hier in d
Grube schwerlich entdeckt werden würde und versch
müßte. Nach einigem Umhersuchen fanden wir e
eine Stubentüre, die vielleicht zum Behuf eines W
feuers aus einem Vorwerke, das Lämmchen gen
hierher geholt sein mochte. Eine schwere Sache wa
aber nun, den Armen auf die Tür zu bringen, be
zugleich den noch an einer langen Flechse hängen
Fuß behutsam mit ihm selbst aufheben mußten.
dieser Berührung wimmerte er denn kläglichst; doch
lang es unseren vereinten Kräften, ihn glücklich au
Tür zu lagern und nach jener Scheune langsam h
zutragen.

In der Nähe derselben angelangt, mußten wir
niedersetzen, denn einige Männer riefen uns zu,
sollten warten, es sei jetzt kein Platz mehr darin.
Blick in das offene Scheunentor überzeugte uns
zu gut von der Wahrheit des Gesagten. Die Sch
lag gedrängt voll Verwundeter. Dort schleppte
eben einige Gestorbene, nackt ausgezogen, heraus
warf sie auf einen hochgetürmten Haufen ebenfalls no
starrer Leichen, die hinter dem zerschossenen Tor
lagen, meist durch schreckliche Wunden gräßlich ver
melt. Mit Grausen sahen wir, wie Mensch mit M
verfuhr, ja verfahren mußte. Endlich war wieder
gewonnen, und unser armer Russe wurde von den
hilfen in die Scheune getragen, wo die Chirurgen
voller Tätigkeit waren, während Geschrei und S
aus diesem Ort der Qual herausdrang.

Aufs tiefste erschüttert traten wir unsern Rück
nach Hause an.

Wenn ich später von Schlachten las, von groß
herrlichen Siegen, von dem Todesmut der Kämpfen
und ihrer Tapferkeit, so mußte ich immer mit inner
Entsetzen an das Ende denken, an das Schlachtf
wo die Getöteten noch die Glücklichsten sind.

(Fortsetzung folgt.)